

Wie es früher war in Beringen

Durch die sogenannte Enge, durch die sich die Landstrasse und die deutsche Eisenbahn zwischen zwei steil aufsteigenden Bergflanken durchzwängen, wird der Klettgau von den Industrieorten Neuhausen und Schaffhausen her erreicht. Dort, wo sich das fruchtbare Ackerland zaghaft weitet, standen die Vorboten unseres Dorfes, die Gasthöfe Engehof und Engebrunnen. Heute hat sich Neu-Beringen durch schmucke Wohnhäuser dem Abhang des aufsteigenden Beringer Randen nach angesiedelt, eine halbe Wegstunde lang, wo früher nur Äcker und Wiesen gepflegt wurden. Auch durch die entstandenen Industriebauten hat sich das Umgelände des heimeligen Dorfkerns stark verändert. Aber das alte, vertraute Bauerndorf steht fast unverändert heute noch.

Wie ich mich erinnern kann, wurde 1904 die Strassenbahn Schaffhausen-Schleitheim gebaut, so dass auch der obere Klettgau mit den Industrieorten Neuhausen und Schaffhausen erschlossen war. Der untere Klettgau, also Neunkirch und Hallau, bediente die badische Bahn schon seit den späteren achtziger Jahren. Beim Bau der Tramlinie wurden auch Italiener beschäftigt, die unter den Bäumen ihre Spaghetti abkochten. Da die Tramschienen der Landstrasse entlang liefen, wurden die hohen Schienen oft verstopft, so dass ein angestellter Schienenputzer mit einem passenden Gerät die Schienen sauber halten musste. Da Velo und Auto sich nur bessere Leute leisten konnten und eigentlich erst im Aufkommen waren, ging man halt auf Schusters Rappen.

Wir Buben schauten gern von der Brücke herab zu, wie die Dampflok der badischen Bahn mit Wasser gespeist wurde, das nachher in Dampf aufging. In der badischen Bahn geht kein Kondukteur durch die Wagen. Beim Gang zu den Perrons werden die Fahrkarten geknipst. Ein Billett nach Neunkirch kostete 20 Rappen, bis 10 Jahre 10 Rappen, und ich hatte nur 10 Rappen im Sack. Ich hatte meine älteste Schwester Lydia besucht, sie diente bei Reallehrer Ott, und ich war etwas über zehn. Am Schalter fragte der Schaffner: "Wie alt bist du?" Ich sagte: "Ich bin neun gewesen." Ich zahlte die 10 Rappen, und er war zufrieden. Einmal habe ich betrogen.

Unserer Mutter ältere Schwester Agnes war Kindergärtnerin, Diakonissin vom Mutterhaus Nonnenweiher. Ihr Einsatz war in Altenheim bei Offenburg (Deutschland). Zur Entlastung unserer Mutter durften wir während der Frühjahrsferien zur Allerweltsgotte in die Ferien fahren, über Singen und dann mit der Schwarzwaldbahn nach Offenburg. Das war etwas Grossartiges für uns. Lydia war etwa 13, ich etwa 5jährig. Einen ganzen Tag Bahnfahren, wir haben 42 Tunnels gezählt. Altenheim, unser Ferienort, war ein Bauerndorf. Einige von uns durften bei einer Frau Hofmann logieren, der Freundin von Schwester Agnes. Mitten in einer Nacht wurde es ganz hell um uns, ein Bauernhaus ganz in der Nähe brannte lichterloh. Zehn Minuten vom Kindergarten kam unsere Gotte angerannt, sie meinte, dass Frau Hofmanns Haus brenne. Sie glaubte, wir hätten unser Petrollämpchen umgestossen und damit das Haus in Brand gesetzt. Wie froh und dankbar war sie, dass es nicht so war.

Wir wanderten einmal unter Aufsicht an den Rhein und zurück, das war toll. Ja, Gotte Agnes war eine herzensgute Tante. Immer auf Ostern schickte sie uns eine Zaine voll Eier, gut gepolstert, oben mit Emballage zugenäht und obendraufgenäht eine Eierschale. Manchmal kam sie zu uns in die Schweiz auf Besuch. Ihre erste Prozedur war immer, unsern Schwestern die Köpfe gründlich zu waschen und von Läusen zu säubern, was immer nicht ohne Geheul geschah. Als unsere Gotte alt wurde, wohnte sie im Schwesternheim in Wilchingen, wo wir sie oft besuchen durften. Sie hatte viel Nervenschmerzen in Armen und Beinen. Um sie aushalten zu können, zerbiss sie immer Weizenkörner. Nach Altenheim war sie noch Kindergärtnerin in Amsoldingen Kt. Bern.

Unser Bruder Heinrich arbeitete ein Jahr lang bei einem Bauern im Welschland und wurde so ausgenützt, dass er krank wurde, dann hat ihn Gotte Agnes in Amsoldingen gesund gepflegt. Gotte Agnes und unsere Mutter haben uns einmal in Pfäffikon besucht. Sie starben dann bald, Gotte 1933, Mutter 1937. Sie beide haben wir immer immer hoch in Ehren gehalten.

Der Bruder unserer Mutter und Gotte war Heinrich Schwyn. Seine Schulzeugnisse haben wir Kinder noch herumliegen sehen und haben uns daran amüsiert. Bei uns lauteten die Schulnoten 1 bis 5, aber in Vetter Heinrichs Zeugnis standen mehr Dreier und 3 1/2 als Vierer. Er hatte Wanderblut und reiste als junger Mann aus nach Kansas USA. Er war aber praktisch so tüchtig, dass er bald Besitzer von zwei Farmen wurde. Seine Töchter bildeten sich aus und wurden Lehrerinnen oder sonst so etwas. Wir erhielten oft Briefe von ihm. Ein Bruder unserer Mutter war kränklich und starb noch ziemlich jung. So war sie schliesslich allein im Haus mit Feld und Wald, als auch ihre Eltern gestorben waren. Unterdessen war Johann Bolli nach Beringen gekommen. Er war schon Vater von 3 Kindern: Schang (Johann), Treumund und Frieda. Die Mutter dieser drei Kinder war an Kindbettfieber gestorben, so dass nun unser Vater mit den drei Kleinen in Not geriet und sich wieder nach einer Lebensgefährtin umsah. Unsere Mutter war eine gütige, rechtschaffene Person, und Johann Bolli wagte es, sie für die Heirat zu fragen. Ich glaube, dass beim Zusagen Erbarmen mitgespielt hat. Vater, geboren 1861, 6. Januar, Mutter 1862, 30. Dezember, sie werden gegen 1890 geheiratet haben. Sie war fromm und gottesfürchtig und sah es gewiss als ihre Aufgabe an, besonders weil Stall und Feld belastend auf ihr lagen. So lag die Erziehung und Besorgung auch noch auf ihr, obschon sie nicht von kräftiger Statur war. Schang, ihr erster Sohn (Stiefsohn), wurde ein gütiger und intelligenter Knabe und machte der Mutter Freude, während Treumund ihr viel Kummer bot. Frieda, die durch Kinderlähmung im Wachsen behindert wurde, benötigte besondere Pflege.

Auch unser Bruder Heinrich hatte, wie ich, einen sonderbaren beruflichen Werdegang. Er wollte sich zuerst als Posthalter-Beamter ausbilden lassen und trat deshalb in ein Institut im Kanton Freiburg zur Ausbildung hiefür ein. Er hatte bei der Schlussprüfung kein Glück und fiel als Überzähliger durch. Was nun? Er trat bei der Kantonalbank Schaffhausen eine Banklehre an und wurde dank seiner Gewissenhaftigkeit bald Tresorchef. Er besuchte Kurse in Buchhaltung und anderes und wurde vom Regierungsrat zum Staatskassier gewählt, welches Amt er bis zur Pensionierung ausübte. Er liess sich vielseitig engagieren, wie bei der Kasse des Kirchenrates, beim Heks, bei der Dampfschiff AG Rhein-Bodensee, weiter in der Gemeinde Beringen als Kirchenpflegepräsident und setzte sich bei der Güterzusammenlegung voll ein. Um die Pensionskassengelder gut anzulegen, kaufte er manchen Wohnblock im Land herum und war geachtet und beliebt, besonders seiner Bescheidenheit wegen.

Interessant ist auch der Lebenslauf unseres jüngsten Bruders Hermann (nur kurz im Telegrammstil): Ausbildung an der Kantonsschule in Schaffhausen zum Primarlehrer. Zum Start, zum damals obligatorischen Rucksackjahr, ging es per Velo mit dem befreundeten Hans Müller von Löhningen nach Stuttgart. Dort, während eines Rundganges durch die Stadt, Diebstahl aus der Rahmentasche der Velos von allerlei Effekten, der Ausweispapiere und des Bargeldes. Heinrich schickte erste Hilfe und dann Suche nach Arbeit und etwas Verdienst. Hans Müller fand Arbeit bei Bauherrn, Hermann in der Odenwaldschule (Landerziehungsheim), wo er vier Jahre als Erzieher wirkte. Danach Privaterzieher bei einer Baronin bei Breslau, wo er einen schwachbegabten Sohn erziehen und geistig fördern sollte. Daneben Besuch von Vorlesungen in der nahen Uni. Dann Heimkehr und Winterkurs an der Landwirtschaftlichen Schule Charlottenfels in Schaffhausen. Anschliessend Heirat mit Magda Heise, die er kennengelernt hatte in der Odenwaldschule, wo sie Heimbeamtin war. Dann miteinander 23 Jahre Hauseltern im Pestalozziheim Pfäffikon, Anschliessend vom Regierungsrat Schaffhausen als Erziehungsberater des Kantons gewählt.

Nach dem Tode von Magda erhalten die drei Söhne wieder eine liebe Mutter durch die Heirat des Vaters Hermann mit Anna Saurer. Dann eine gemeinsame sorgenreiche Arbeit auch durch Elternkurse. Als würdiger Abschluss: Bau eines eigenen Heimes mit schönem Garten in Siblingen am Fusse des Randens.

Das zu bebauende Land lag in kleinen bis mittelmässigen 17 Parzellen zum Teil abseits, denn die Güterzusammenlegung kam erst später. Mähen, Heuen, Hacken, Garbenbinden, Kartoffeln pflanzen, Waldarbeiten, alles war Handarbeit. Dazu brachte die Mutter bis Ende 1906 acht eigene Kinder zur Welt. Das alles bewältigte unsere tapfere Mutter in ihrem starken Glauben an die Kraft von oben. Als Schang 12jährig war, reiste er in Begleitung einer Tante nach Amerika in die Obhut von Vetter Heinrich Schwyn. Treumund lernte Schmied in Amriswil, hat unserer Mutter viel Kummer bereitet und ging dann, etwa 20jährig, auch nach Amerika. Schang studierte etwas drüben und wurde im ersten Weltkrieg als amerikanischer Soldat eingezogen und starb bei den letzten Kämpfen im Argonnenwald in Nordfrankreich. Uns wurden dann einige Effekten und ein leeres Portemonnaie zugeschickt. Für jeden gefallenen Amerikaner wurde eine Versicherungssumme, umgerechnet 70 000 Franken, ausbezahlt, aber Treumund brachte es fertig, die Summe an sich zu nehmen. Als unser Vater intervenierte, schickten die Amerikaner der Mutter einen Trostpfeffer von etwa 1000 Franken. Unser Bruder Jakob hatte nach der Schulzeit Spengler und Installateur gelernt in Neunkirch. Er bekam dann auch Wanderblut und reiste 1922 auch zu Vetter Heinrich nach Übersee. Vetter Heinrich war so froh um diese Hilfe und sagte: "Jetzt kann ich einmal Ferien machen." Jakob war, nachdem sein Meister nach einem Monat noch nicht zurückkam, ganz verzweifelt wegen der vielen Arbeit auf der Farm, bis er endlich erschien. Er hatte seine Ferien richtig ausgekostet. Jakob wurde dann Meister einer Werkstatt für Klimaanlage. Seine Heirat hinterliess 4 Söhne und 2 Töchter. Soweit die Geschichte mit Amerika.

Meine Mutter trug noch oft Lasten auf dem Kopf, wie es heute noch die Neger machen. Als Polster diente ein kleines, rundes Kissen.

Unser Bauernbetrieb war natürlich zu klein, um eine grössere Familie zu erhalten, deshalb nahm unser Vater in Neuhausen in der Firma SIG eine Stelle an als Turbinenwärter. Das Turbinenhaus stand im Wasser hart am Rheinfluss. Man machte nicht Strom mit der Wasserkraft, sondern aus der Turbine lief eine glänzende Stahlwelle hinauf zur Fabrik und übertrug die Kraft direkt auf die arbeitenden Maschinen. Am Morgen, wenn die Glocke schrillte, musste er die Turbine in Gang bringen, beim Znüni abstellen und dann wieder anlassen, wie auch am Mittag und am Abend. Daneben musste er ölen und schmieren und Reparaturen ausführen, manchmal bis tief in die Nacht. Auch daheim im Landwirtschaftsbetrieb waren wir froh um seine Hilfe. Wie oft hat er mit Hilfe der älteren Buben, wenn nötig auch bei Mondschein oder am Morgen in aller Frühe, eine grössere oder kleinere Wiese abgemäht, so dass wir, mit oder ohne die Mutter, heuen und dörren konnten und so das im Winter nötige Futter für unsere zwei Kühe und vier Geissen beschaffen konnten. Weil wir Gras und Heu, Kartoffeln, Gemüse und Holz zum Heizen selber beschaffen konnten, waren wir gleichsam Selbstversorger, sogar das Brot und Gemüse mussten wir nicht kaufen. Vater ging gerne in den Wald, um Holz zu beschaffen. Er war solid und nie betrunken. Während die Mannen, die Nichtbauern, in den Fabriken in Neuhausen und Schaffhausen zur Arbeit gingen, sammelten Frauen und Kinder oft Holz zum Kochen und Heizen im Wald und brachten es hochbeladen und zusammengeschnürt auf mancherlei Wägelchen ins Dorf. Es waren Äste, die bei Sturm und Wetter abgefallen waren und das zu sammeln erlaubt war.

Im Spätherbst klapperten die Dreschflügel aus Hof und Scheune im monotonen Viertakt und zerdroschen die reifen Weizen- und Kornähren. Das war noch richtige Handarbeit. Aber langsam schwiegen diese Dreschflügel, und eine Dreschmaschine, von einem Dampfmotor angetrieben, ging von Hof zu Hof. Das Rohr für den Rauchabzug war im Hof vor dem Haus. Zu aller Schrecken fing einmal das Dach des Hauses an zu brennen. Da mussten rasch Leiter

und Wasser her zum Löschen, bevor es zu spät war. Das war die gute alte Zeit. Ein guter Zvieri mit Emmentaler, Bauernbrot und Tranksame war der würdige Abschluss des gemeinsamen Werkes mit Nachbarn.

Im Dorfleben hat sich manches verändert. Lehrer Emil Walter war im Gottesdienst Vorsänger. Er sass in der vordersten Bank. Wenn gesungen werden musste, stand er auf, nahm die Stimmgabel, schlug sie an und fand den Ton gemäss den Noten. Dann fing er einfach an zu singen, und das Volk sang mit. Als die erste Orgel angeschafft wurde, mussten zwei Knaben in die Orgel steigen und mit Trampeln den Blasbalg mit Luft füllen.

Der Ausrufer im Dorf ist auch nicht mehr, der allwöchentlich seinen Dienst tat. Er hatte eine Glocke mit einem Handgriff dran, schellte einen Moment, bis die Fenster geöffnet waren, dann rief er seinen Vers mit lauter Stimme: "In der Metzg zum Haumesser gib'ts heute Blut- und Leberwürste, am Abend Chuttle" oder "Am Dunschtigvormittag isch e Husgant bim Cheller im Oberdorf" oder "De Schuemacher Bollinger hät e Sändig gueti Schue übercho und möcht sich empfele". Auch dieser Beruf ist heute ausgestorben.

Im ersten Weltkrieg, wo auch alles rationiert war, hat Mutter zur Gewinnung von Öl Mohn ausgesät, das ergab Kapseln voll feiner Körner, die beim Mahlen und Pressen ein gutes Speiseöl ergaben. Hermann und ich mussten gut zwei Stunden weit mit einem Leiterwägeli einen Stumpen Mohnsamen in die Ölpresse bringen und konnten das feine Öl in einer Korbflasche heimbringen.

Am Ende des Krieges hatte das deutsche Geld fast keinen Wert mehr. Auf der badischen Bahn konnte man von Beringen aus, für 90 Rappen nach Basel fahren, für 5 Rappen nach Schaffhausen.

Am ersten August 1914 ging ein Trommler durch das Dorf und rief aus: Alle Wehrmänner sollen beim Gemeindehaus antreten, punkt 10 Uhr, da ein Krieg ausgebrochen sei, zur Entgegennahme des Aufgebotes der Armee. Dann standen sie in Doppelreihe, und der Hauptmann Bollinger, der im Dorf wohnte, gab Befehl zum Einrücken. Das war ein Rennen und Klagen. Vater musste nicht mehr gehen, aber sein Bruder Heinrich. Er musste helfen die Eglisauer Eisenbahnbrücke bewachen. Ich war in der ersten Realklasse und unser Lehrer musste auch gehen.

Nicht lange vor Kriegsausbruch war ein deutsches Flugzeug in einem Weizenacker südlich der Bahnlinie notgelandet. Zwei Offiziere entstiegen dem havarierten Flugzeug, und Leutnant Hasenohr entschuldigte sich beim Gemeindepräsidenten. Der Pilot konnte abspringen, als die Maschine den Boden berührte, denn der Motor war in den vorderen Sitz eingedrückt, und der Schwanz stand senkrecht nach oben. Die beiden waren noch heil davon gekommen.

Griffel und Schiefertafel waren in den ersten Schulklassen und später unser Schreibzeug. Am Montag mussten wir mit sauber gefegten Rahmen antreten. Am Ofenbank daheim konnte man gut Griffel spitzen, die Aushöhlung der Sandsteinplatte wurde immer tiefer. Das Schreiben beim flimmernden Petrollicht war dem Augenlicht nicht besonders förderlich. Aber das Petrol war unentbehrlich. In Stuben, Küche und Stall, sogar an den Strassen war Petrollicht. Mit den Stallaternen konnte man ohne Bedenken in Scheune, Heustock und Estrich hantieren. Im Laden von Keller im Gärtli war immer Petrol zu haben, er hatte den Petrolkeller für das ganze Dorf, die 5-Liter-Kannen einheitlich und gleich gross. Wenn der Wagen mit den vielen Kannen ankam, war es immer ein Fest für uns Buben, denn wir durften die vollen Kannen in den Keller tragen und die leeren hinaus in den Wagen. Beim Kauf einer vollen Kanne musste man eine leere mitbringen, also leihweise. Als Lohn für den Dienst durften wir im Laden etwas auslesen, das bis 20 Rappen wert war.

In der Stadt Schaffhausen war viermal Jahrmarkt, dann mussten wir nicht in die Schule. Vom Schwabentor bis Fronwagplatz waren Verkaufsstände aufgestellt und auf dem Herrenacker. Am liebsten hörten wir den Sprüchen vom billigen Jakob zu. Unsere Mutter bot etwa Butterballen oder Geissenfleisch an. Hatten wir eine kleinere oder grössere Sau zu verkaufen, so konnten wir sie in einer Kiste an die Landstrasse hinunterstellen, dann nahm sie der Viehhändler Wäckerli von Siblingen auf seinem Wagen bis zum Viehmarkt an der Hochstrasse. Das Grossvieh wie Kühe, Kälber oder auch Ziegen wurde im Stall gehandelt. Die Mutter, schlau und erfahren, konnte das besser; Vater war viel zu nachgiebig. Auch die Pflege der Wiesen und Äcker bestimmte sie. Heu-, Frucht- und Kartoffelfuhren besorgte uns ein Bauer vom Dorf. Garbenbinden und Arbeit auf dem Fuder machten wir Buben, das Hinaufgeben mit der Gabel besorgte der Fuhrmann.

Den Coiffeur und "Chirurg Happle" in Schaffhausen darf ich nicht vergessen, denn er machte Schluss mit unserem Zahnweh. Seine Tätigkeit war also Haareschneiden und Zähne ziehen und dann noch billig, nämlich zwei Franken pro Zahn, natürlich ohne Spritze. Es waren wohl meistens Milchzähne.

Zu Ballspiel und allerlei Sport fanden wir dennoch immer Zeit, bei Rennsuchen und Völkerball, auch für Velofahren waren wir immer zu haben. Wir fuhren hauptsächlich alte, geflickte Velos, denn neue waren nur für bessere Leute, aber man flickte, so gut es ging. Auf all den Naturstrassen lagen viele Schuhnägel, die man mit den Velos einfing. Eine Fahrt mit dem Velo nach Zürich und zurück machte uns Spass. Das Landesmuseum und der Anblick des Zürichsees waren unsere Ziele oder dann der Bodensee, also Kreuzlingen retour. Unser damaliger Lehrer Theo Schmid nahm sich unser an und gründete den Jugendsport zu Ausmärschen und allerlei Spiel an Sonntagnachmittagen. Er war ein guter Jugendführer und gewann Hochachtung bei allen. Mit Trommel und Pfeifen spiel sind wir oft ausgezogen in Marschkolonnen und sind abends mit Sang und Klang wieder einmarschiert. Eine Gruppe der Abstinenzbewegung hat sich oft an Sonntagen zusammen zum Völkerballspiel auf einer Randwiese getroffen, Mädchen und Burschen, sogar Reallehrer Otto Siegfried war oft dabei. Herr Siegfried war am Mittwochvormittag Reallehrer, am Nachmittag betreute er den Hoffnungsbund des Blauen Kreuzes. In der Küche seiner Wohnung kochten wir Most zur Süssmostgewinnung.

Zur Vernichtung der vielen Maikäfer mussten wir mit den Lehrern früh morgens an den Waldrändern die Sträucher schütteln, die Viecher in Tüchern auffangen zur Ablieferung an der Sammelstelle, das gab einen Zustupf an die Schulreise.

Unser Beringer Gemeindewappen stellt eine Weintraube und ein halbes Mühlrad dar. Die Kundenmühle, wo wir stets unser Getreide mahlen liessen, existiert wohl nicht mehr. Im Mühlenweiher quaken die Frösche wohl immer noch, das unser Gemeindebad war und wo wir schwimmen gelernt haben. Oft an Sonntagnachmittagen badeten wir lieber im reissenden Wasser des Rheines in Schaffhausen, über den Engeberg eine Stunde Fussmarsch.

Unsere Mutter besorgte noch einen Rebberg. Wir Buben mussten das abgeschnittene Rebholz auflesen und die Erde, die durch das Hacken am steilen Hang nach unten gerutscht war, wieder nach oben tragen. Früher gab es an den Hängen des Randens viel Reben, dann wurden sie krank durch die Reblaus, und sie mussten durch Beerensträucher ersetzt werden. Man fand mit der Zeit heraus, dass die Reblaus nur die Europäerreben, das heisst nur die Wurzeln derselben, zerstörte, die Wurzeln der Amerikanerreben aber nicht. So pflanzte man in den Rebschulen Schosse der Europäerreben auf Amerikanerunterlagen, und so blieben sie gesund und kräftig. Heute sieht man an allen Hängen wieder gesunde Reben, so dass das Wappen in dieser Beziehung wieder stimmt.

Nun die Handwerksburschen. Wie bekannt bestand früher die Sitte, dass ein gelernter Berufsmann seine Wanderjahre absolvierte. Normalerweise fanden sie bei einem Meister Arbeit und etwas Verdienst für das Weiterwandern. Wenn ihnen die Moneten ausgingen, mussten sie "fechten", das heisst auf den Bettel gehen, das war ganz normal. Man ging von Haus zu Haus, öffnet die Stubentür nach dem Anklopfen einen Spalt und sagte: "Ich bitte um ein Almosen." Man gab gerne, es waren oft flotte Kerle mit Rucksack, und sie bedankten sich höflich. Unser Dorfphotograph war der Schuhmacher und Schuhhändler Bollinger. Er kam immer, wenn man ihn rief, mit dem Stativ und dem schwarzen Kasten darauf, wo man ihn haben wollte. Nachdem er seine Kunden in Position gebracht hatte, verschwand er mit dem Apparat unter einem schwarzen Tuch mit der Bitte "nicht bewegen" und dann "fertig".

Wenn ein neues Haus im Dorf gebaut wurde, was allerdings selten geschah, gab's ein Aufrichtefest. Das ganze Dorf war dazu eingeladen. Wenn am Rohbau das Tännli auf dem Balkengiebel stand und der Ansager es ausgerufen hatte, strömte herbei, was laufen konnte, gross und klein. Ansprachen vom Gemeindepräsidenten und Bauführer wurden angehört und Beifall geklatscht, dann wurde gesungen, die Landeshymne oder/und "Grosser Gott, wir loben dich". Die Bauarbeiter wurden dann zum Festessen eingeladen und verschwanden in einer Wirtschaft, und die Dorfgemeinschaft ging froh nach diesem Anlass auseinander.

Im letzten Weltkrieg wurden die internierten Soldaten in Lagergemeinschaften gepflegt. Anders war es im Deutsch-Französischen Krieg anno 1870. Die deutsche Armee hatte die französische Bourbakiarmee an die Schweizer Grenze im Jura gedrückt, wo sie entwaffnet und interniert wurde. Die Franzosen wurden auf die Haushalte der Schweizer Familien aufgeteilt. Unsere Mutter war damals etwa 10 Jahre alt und konnte sich später noch gut an die zwei Franzosen erinnern, die eine Zeitlang bei ihnen wohnten und gepflegt wurden.

Als kleiner Bub erlebte ich einen Glockenaufzug, dabei durften die Schulkinder aller Klassen mithelfen, das war ein grosses Fest. Man brauchte ein langes, dickes Seil, damit jedes genug Platz hatte zum Anfassen. Das Seil ging am Turm der Kirche über einen Rolli oder Flaschenzug, woran 4 Glocken nacheinander vom Boden auf die richtige Höhe hinaufgezogen wurden. Laut tönte das Kommando "Ziehen!" "Warten!". Und die Glocken gingen mit Jubel hoch. Zum schönen Abschluss gab's einen Zvieri für alle. Die Glocken läuteten vierstimmig zu meiner Konfirmation und zu unserer Hochzeit.